

# DER SOZIALIST

ORGAN DES SOZIALISTISCHEN BUNDES

2. JAHRGANG

BERLIN, DEN 15. JUNI 1910

NUMMER 12

*ZU BEACHTEN*  
*die Adressen-Änderungen! Siehe die geschäftliche Mitteilung auf*  
*Seite 96 dieser Nummer.*

## Schwache Staatsmänner, schwächeres Volk!

Ein sehr blasser, sehr nervöser, ganz kränklicher und schwächerer Mann sitzt am Schreibtisch und malt Noten aufs Papier. Er komponiert eine Symphonie. Er arbeitet mit allem Fleiß und läßt alle Künste springen, die er gelernt hat. Die Symphonie wird aufgeführt: hundertfünfzig Mann spielen im Orchester, im dritten Satz wirken 10 Pauken, 15 Ambosse und eine Orgel mit, im letzten Satz greift ein achtstimmiger Chor von fünfhundert Personen und ein Extraorchester von Pfeifern und Trommlern ein. Das Publikum rast vor Entzücken über diese Ueberkraft, diese imponierende Wucht.

An diesen modernen Komponisten, der in Wahrheit keine Spur von Kraft besitzt, dem es ein leichtes ist, Massen zum äußeren Aufwand der Kraft zu kommandieren, erinnern unsere Staatsmänner und Politiker, erinnert mehr und mehr die ganze herrschende Klasse. Im Hintergrund all ihrer Schwächen und Hilflosigkeiten, ihrer Unproduktivität und Puscherei steht ein williges Riesenorchester, das ihrem Kommando gehorsam ist: das Volk in Waffen, die Armee. Das Geschrei der Parteien, das Schimpfen der Bürger und Arbeiter mit der geballten Faust in der Tasche, all die Opposition und Kritik kann von der Regierung nicht sonderlich ernst genommen, nicht als eine wirkliche Macht betrachtet werden, da ja die Elemente, die von Natur aus die radikalsten in jedem Volke sein müssen, die jungen Männer im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, in Regimentern geordnet hinter den unfähigen Regierungen stehen und jedem Wink ohne jede Frage willige Folge leisten. Da das so ist, merkt weder das Inland, noch das Ausland noch die Regierung selbst, wie blamabel unsere politischen Zustände sind, wie unfähig unsere Regierung ist.

Dem Bethmann-Hollweg wird zwar jetzt von allen Seiten gesagt, daß er eine Null und in seltenem Maße impotent ist, und auch Maximilian Harden, der sich angeschickt hatte, sein Getreuer zu werden, rückt von ihm ab. Selbst die Kulturträger, die leidliche Bildung, melancholische Gemeinplätze, aalglattes Deutsch und die Haltung eines Oberlehrers mit dem Namen der Philosophie belegen, fangen an, respektlos über ihn zu lachen.

Wir Sozialisten, die gewahren, wie seit mehr als hundert Jahren der Sozialismus, das heißt die unmittelbare Beziehung der wirklichen Interessen gegen die

Politik, die Herrschaft der Privilegierten mit Hilfe von Fiktionen, ankämpft, die diese mächtige Tendenz der Geschichte, die unsre Völker zur Freiheit und zum großen Ausgleich zu führen bestimmt ist, nach Kräften durch Erweckung des Geistes und Aufbau sozialer Wirklichkeiten unterstützen wollen, wir hätten mit der Staatspolitik in keinem Falle etwas zu tun. Aber wenn wir sehen müßten, daß die Mächte des Ungeistes und der Gewaltpolitik noch Kraft hätten, daß große Persönlichkeiten, starke Politiker mit Ziel und Energie erstünden, so hätten wir einigen Respekt vor solchen Männern im andern, im feindlichen Lager und könnten uns zu Zeiten wohl gar fragen, ob nicht den Mächten des Alten noch ein langes Leben bestimmt sei. Mehr und mehr jedoch sehen wir — und wir könnten es in andern Ländern genau so verfolgen wie in Deutschland — daß die Kraft des Staates nicht mehr eigentlich im Geiste und der Naturgewalt ihrer Vertreter steckt, sondern mehr und mehr darin, daß das Volk, auch die unzufriedensten, auch die proletarischen Massen, gar noch nichts davon wissen, daß ihre Aufgabe ist, aus dem Staate auszuschneiden und das Neue zu begründen, das bestimmt ist, ihn zu ersetzen. Die Staatsgewalt und Ohnmacht der in Einzelne, Hilflose zerrissenen Massen einerseits, — die sozialistische Organisation, Gesellschaft von Gesellschaften, Bund von Bündern, Volk andererseits, — das müßte der Gegensatz sein, der als Wirklichkeit gegen einander steht. Schwächer und schwächer wird die Staatsgewalt, wird das Regierungsprinzip, werden die Naturen der Menschen, die das Alte vertreten — und das ganze alte System wäre unrettbar verloren, wenn das Volk begonnen hätte, sich abseits des Staates tatsächlich zu konstituieren. Aber die Völker haben es noch nicht begriffen, daß der Staat eine Aufgabe hat und eine unweigerliche Notwendigkeit ist, solange nicht da ist, was ihn zu ersetzen bestimmt ist: die sozialistische Wirklichkeit. Einen Tisch kann man umwerfen und eine Fensterscheibe zertrümmern; aber die sind eitle Wortemacher und gläubige Wortanbeter, die den Staat für so ein Ding oder einen Fetisch halten, den man zertrümmern kann, um ihn zu zerstören. Staat ist ein Verhältnis, ist eine Beziehung zwischen den Menschen, ist eine Art, wie die Menschen sich zu einander verhalten; und man zerstört ihn, indem man andere Beziehungen eingeht, indem man sich anders zu einander verhält. Der absolute Monarch konnte sagen: ich bin der Staat: wir, die wir im absoluten Staat uns selbst gefangen gesetzt haben, wir müssen die Wahrheit erkennen: wir sind der Staat — und sind es so lange, als wir nichts anderes sind, als wir die Institutionen nicht geschaffen haben, die eine wirkliche Gemeinschaft und Gesellschaft der Menschen sind.

## Vom Wahn und vom Staat\*)

Betrachtet man sich die seltsam zitternde, zuckende, krause und verrückte Linie, die die Grenzen eines Staates, wie etwa des Deutschen Reiches, ausmacht, so gewahrt man sofort, daß in diesem Gebilde eines kindisch gewordenen oder gebliebenen Entwerfers nur ein Strich Wirklichkeitsinn hat: die Küste. Man könnte, von einem erhöhten Standpunkt aus, freilich sagen: die Küstenlinie sei auch wirr und wahnsinnig genug und der Geist, der die Staaten geschaffen, sei eben darum dem schöpferischen Naturgeist ähnlich, weil keine Vernunft darin sei, sondern nur die zwecklose Notwendigkeit der Natur. Das wäre so eine echte, rechte Pfaffen-, Sophisten- und Feiglingsrede. Denn ob die Natur Zwecke hat oder nicht, kann hier völlig außer Betracht bleiben, Menschenzwecke hat sie jedenfalls nicht. Der Staat aber will doch eben offenbar ein Gebilde sein, das den Zwecken der Menschengemeinschaft dient. Ich weiß, daß um diese Bemerkung herum die dünnen und klappernden Gespenster des Naturrechtes, Vernunftrechtes und der historischen Rechtsschule spuken; auch die Darwinisten möchten sich wohl gern zum Wort melden. All dies Gelehrtengespräch sei unbeachtet gelassen; wir kommen darüber hinweg, wenn wir ohne weiteres zugeben, nicht zugeben vielmehr, sondern als eine Unterstützung unserer Thesen aufstellen, daß die Geschichte der Menschen und die Entstehung der Staaten in der Tat trostlose Aehnlichkeit mit dem Wachsen geologischer Schichten und ähnlichen Naturprozessen hat. Die Häufung vieler kleiner Unbewußtheiten, veränderlicher Anpassungen und Unterwerfungen in Verbindung mit gelegentlichen Katastrophen hat wirklich die Staaten aufgebaut und die Geschichte gemacht. Trotzdem ist es das Kennzeichen des Menschen, daß er nach seiner Erinnerung und seinem Wissen, seiner Vergleichung und seinem Denken, der Bewußtheit seiner Triebe und seinem notwendigen und darum mächtigen Willen sein Leben und sein Zusammenleben bestimmt. Der Mensch setzt sich Zwecke und benutzt historisch überkommene Einrichtungen und Gebilde, benutzt die Möglichkeiten der Wirklichkeit, nicht, wie sie dumpf, aus ihrer Schwerkraft heraus weiterdrängen oder in ihrer Trägheit beharren wollen, sondern, wie er will.

\*) Zuerst im Jahre 1907 in einem größeren Zusammenhang unter dem Titel „Dreißig sozialistische Thesen“ in der „Zukunft“ veröffentlicht.

### ZUR PHILOSOPHIE UND WISSENSCHAFT

Ein Bruchstück von *Michael Bakunin*

(Fortsetzung)

Da die Substanz einer Sache nichts anderes ist als die wirkliche Vereinigung oder die Verwirklichung aller Ursachen, die sie hervorgebracht haben, ist es klar, daß wir, wenn wir die Substanz unserer Sonnenwelt erkennen könnten, damit zugleich ihre sämtlichen Ursachen, das heißt die ganze Unendlichkeit von Welten erkannt hätten, deren vereinigte, direkte oder indirekte, Wirksamkeit sich in ihrer Schöpfung verwirklicht hat — wir hätten das Weltall erkannt.

Da sind wir also zu einem Zirkelschluß gelangt: um die universellen Ursachen der Sonnenwelt zu erkennen, müssen wir ihre Substanz kennen; um aber diese letztere zu kennen, müßten wir diese sämtlichen Ursachen kennen. In dieser Schwierigkeit, die zuerst unlöslich scheint, gibt es doch noch einen Ausweg, nämlich: die innere Natur oder die Substanz einer Sache wird nicht nur an der Summe oder dem Zusammenwirken aller Ursachen, die sie hervorgebracht haben, erkannt; sie wird in gleicher Weise erkannt an der Summe ihrer verschiedenen Aeußerungen oder aller Wirkungen, die sie nach außen ausübt.

Der Wahnsinn des Staates ist, daß er ein Zweckgebilde ist, daß er aber Formen und Grenzen des Raumgebildes hat.

Es gibt im Gemeinschaftsleben der Menschen unserer Zeit nur ein zweckmäßiges Raumgebilde: die Gemeinde und den Gemeindeverband.

Die Grenzen der Gemeinde sind durchaus sinnvoll (was natürlich nur den Wahnsinn, aber im Einzelfall nicht den Unsinn und die Zweckwidrigkeit ausschließt): sie umschließen eine Oertlichkeit, die natürlich da aufhört, wo sie aufhört.

Der Staat aber ist durchaus nicht eine ausgedehnte Oertlichkeit, wie die Gemeinde eine beschränkte ist. Was die Menschen im Staat vereinigt, ist nicht das Zusammenwohnen, sondern ein wirrer Haufe von Zwecken, die durch Geschichte, Herkommen und Gewalt in einander genestelt sind.

Daß der Staat durch Wanderung und Niederlassung von Stämmen entstanden ist, wissen wir. Da war ein Volk, das besetzte und besaß dann ein Land. Staat und Land war Eins: der Staat war eine Oertlichkeit, die besiedelt, bestellt und verteidigt werden mußte. Es war das Stammesland, das Land der Väter, das Vaterland. Die Erde, die bestellt wurde, die Menschen, die darauf zusammenlebten, und die Einrichtungen, die sie sich für ihre Zwecke gaben: diese Drei waren Eins; und Einrichtungen und Gesetze waren verbunden mit den Ahnen und dem Ahnden der Menschen. Sie wurzelten im Boden und schwebten doch wie eine Himmelswolke als Geist der Berge über dem Volk. Es war die echte Dreieinigkeit: Gott Vater der Boden, darauf sein Sohn das Menschenkind und darüber der heilige Geist.

Jetzt aber gibt es keinen Stammesstaat mehr und kein Vaterland und nur geheiligte Geistlosigkeit. Der Geist unserer Zeiten, ihre Sprache und Kunst, hängt nicht über dem Staat; die Wirklichkeit, von der diese Gebilde aufgestiegen sind, ist eine Wirklichkeit und ein Volk, die erst kommen sollen. Wir müssen den Knäuel Staat auflösen, wir müssen scheiden und trennen und destruktiv sein. Die Gemeinde des Geistes ist nicht an die Oertlichkeit gebunden, und sofern sie es noch manchmal ist, ist sie doch nicht an den Staat gebunden. Das Deutschtum ist nicht das Zusammenwohnen; Zusammengedrängtsein eines Stammes, dem noch die

Je e Sache ist nur das, was sie tut; ihr Tun, ihre äußere Offenbarung, ihre unaufhörliche und vielfache Wirkung auf alle Dinge, die sich außer ihr befinden, ist die völlige Darlegung ihrer Natur, ihrer Substanz oder dessen, was die Metaphysiker, und Herr Littré mit ihnen\*), ihr inneres Wesen nennen. Sie kann nichts in dem haben, was man ihr Inneres nennt, was sich nicht in ihrem Aeußeren offenbarte; mit einem Wort: ihre Wirksamkeit und ihr Wesen sind eins.

Man kann sich darüber wundern, daß ich von der Wirksamkeit (action) aller Dinge, selbst der anscheinend trägen, spreche, so sehr ist man daran gewöhnt, den Sinn dieses Wortes nur Betätigungen beizulegen, die eine gewisse sichtbare Regsamkeit, augenscheinliche Bewegungen und vor allem tierisches oder menschliches Bewußtsein von dem, der in Tätigkeit ist, haben. Aber eigentlich zu sprechen, gibt es in der Natur nicht einen einzigen Punkt, der je in Ruhe wäre, vielmehr ist jeder in jedem Augenblick, im unmeßbarsten Teil jeder Sekunde in unaufhörlicher Aktion und Reaktion bewegt. Was wir

\*) Bakunin polemisiert in dem ganzen Stück, aus dem wir das Bruchstück entnehmen, immer wieder gegen die von Auguste Comte gegründete Schule des Positivismus, als deren Vertreter meistens Littré herausgegriffen wird.

Erinnerung an Unbehaustheit, Wanderzeit und Urbarmachung des Bodens im Blut sitzt, ist nicht ein Carré kampfbereiter Eroberer, die zwischen sich ein besiegt Volk niederhalten und zum Schutz des Landes nach außen hin stets in Wehr und Waffen sein müssen (die Aufrechterhaltung und Auffrischung all dieser Dinge sind glatte Lügen und Geschichtsnarrheiten): Deutschtum ist Geist, ist verbindende Eigenschaft, ist Sprache. Wäre wirklich der Sprachgeist und das Deutschtum die Grundlage des sogenannten deutschen Staates oder Reiches, dann müßten die Kriege dieses Staates zusammenhängen etwa mit dem Krieg, den Lessing gegen Corneille führte, und die inneren Einrichtungen des Deutschen Reiches hätten eine Verwandtschaft mit dem Rhythmus und dem Geist goethischen Gedichtes. Kaum Gymnasialprofessoren glauben daran.

Es ist ein großes, weitreichendes Ding, wenn es erst einmal so weit ist, daß der Geist der Menschen in den öffentlichen Angelegenheiten eben so vom Aberglauben gereinigt ist, wie in den privaten Dingen des Wissens und der Moral Einige (Wenige) durch die Jahrhunderte lange Arbeit weiser Menschen heute schon davon befreit sind. Darum kann gar nicht oft genug gesagt werden: Der Staat ist kein Land. Land ist Boden, nichts Anderes; die andere, die übertragene und lügnerische Bedeutung ist erst entstanden und geglaubt worden, als die Landesherren keine Landesherren mehr waren, aber immer noch Landesherren sein wollten. Mit dem Boden zu tun haben die Landwirte und ihre Vereine, die Hausbauer und Bewohner, die Grundbuchvereine (wenn es welche gäbe; aber um des Grundbuches willen braucht man wahrhaftig keinen Territorialstaat) und die Gemeinden. Alle diese Einzelwesen sind vereinigt in Dem, was man in gutem Deutsch ein Amt nennt. Amt oder Amtsbezirk ist ein Gemeindeverband. Der Staat ist nicht zur Verteidigung des Landes da; vielmehr muß umgekehrt immer noch ab und zu das Land und der heimische Herd verteidigt werden, weil Staaten da sind.

Wir nähern uns jetzt der Erkenntnis, was Staat eigentlich ist. Staat ist ein Wahn oder eine Illusion. Damit ist nichts Schlimmes von ihm gesagt; Wahn oder Illusion ist nur ein anderer Name für Geist; Wahn oder Illusion ist Alles, was die Menschen über Fressen, Saufen und Begatten hinaus haben; Wahn ist auch in

unser Essen, Trinken und Lieben hineingekommen. Wahn ist nicht nur jedes Ziel, jedes Ideal, jeder Glaube an Sinn und Zweck des Lebens und der Welt; Wahn ist jedes Banner, dem die Menschen folgen; jeder Trommelschlag, der die Menschen in Gefahren führt; jeder Bund, der die Menschen vereint und aus einer Summe von Einzelwesen ein neues Gebilde, einen Organismus schafft. Wahn ist das Höchste, was der Mensch hat; immer ist etwas von Liebe in ihm; Liebe ist Geist und der Geist ist die Liebe: und Liebe und Geist sind Wahn. Man glaube ja nicht, der Staat sei alter Wahn, der umgestoßen oder erneuert oder ersetzt werden müsse. Es giebt nichts der Verehrung Würdigeres als alten Wahn, selbst wenn er im Hinschwinden ist oder im Wege steht; es giebt nichts Mächtigeres als alten Wahn, der noch lebendig ist und von Geschlecht zu Geschlecht geht; und es ist immer etwas Häßliches um neuen Wahn, der trüb, übergreifend und unsicher ist wie junge Hunde oder junger Wein. Der Staat ist nicht so ein alter Wahn und ist nicht so ein wunderlich unheiliger junger Wahn. Der Staat ist nie jung gewesen und kann nie heilig werden. Er ist infam, ganz anders als Das, was Voltaire infam genannt hat. Es giebt aber echten Wahn und falschen Wahn. Es giebt lebendigen und notwendigen Wahn und es giebt hergestellten und auferlegten Wahn. Der echte Wahn sitzt im Innern des Individuums und es schafft die Gleichheit des Wahnes in den Mehreren das äußere Gebilde. Der echte Wahn ist verbindende Eigenschaft. Die Liebe ist eine Bereitschaft und Wirklichkeit, die im Menschen drin sitzt; sie hat die Familie gegründet; sie und ihre dionysische Hingabe hat die Tragoedie und die Götterbilder geschaffen; so auch war das Wesen des Christentums, als es im Mittelalter lebendig war: Liebe und menschenverbindender, allverbindender Geist. So wäre der Sprachverband der Nation, wenn der Staat ihn nicht bedrängte und beengte; so ist die Rasse der Juden trotz allem Staat; so ist es überall, wo eine Wirklichkeit: Klima oder Geblüt oder Geschichte oder zusammenschweißende Not irgendwo in den Seelen eine Gleichheit und aus den Personen einen Bund, eine nicht juristische, sondern geistige Person, einen Organismus höherer Ordnung geschaffen hat. So war der Stammesstaat, von dem wir gesprochen haben; so war die Stadtrepublik. Aber so ist nicht der Staat. Der sitzt nicht in den Herzen

Unbeweglichkeit oder Ruhe nennen, ist nur grober Schein, lediglich eine durchaus relative Vorstellung. In der Natur ist alles Bewegung und Betätigung; sein bedeutet nichts anderes als tun. Alles was wir Eigenschaften der Dinge nennen: mechanische, physische, chemische, organische, tierische, menschliche Eigenschaften, sind nur verschiedene Arten der Tätigkeit. Jedes Ding ist ein bestimmtes oder wirkliches Ding nur durch die Eigenschaften, die es besitzt; und es besitzt sie nur insofern, als es sie offenbart; seine Eigenschaften bestimmen seine Beziehungen zur äußeren Welt, das heißt seine verschiedenen Arten der Einwirkung auf die äußere Welt; und daher kommt es, daß jedes Ding nur insofern wirklich ist, als es sich offenbart, als es sich betätigt. Die Summe seiner verschiedenen Betätigungen ist sein ganzes Sein.

\*) Das ist eine allgemeingültige Wahrheit, die keine Ausnahme zuläßt und die in gleicher Weise auf die anscheinend völlig ruhigen un-

\*) Was nun folgt, ist eine der übermäßig langen Anmerkungen, die B. so liebte. Da wir durch Herausgreifen eines Bruchstücks das formale Gefüge doch sprengen, nehmen wir sie einfach in den Text auf, was sich hier und anderswo auch darum empfiehlt, weil bei B. die Anmerkungen oft besonders interessant und wertvoll sind. Wir werden anmerken, wenn die Anmerkung zu Ende ist.

organischen Dinge, auf die einfachsten Körper wie auf die zusammengesetztesten Organismen Anwendung findet: auf den Stein, auf den einfachen chemischen Körper wie auf den genialen Menschen und auf alle geistigen und sozialen Dinge. Der Mensch hat in Wirklichkeit nichts in seinem Innern, was er nicht auf irgend eine Weise in seinem Aeußern offenbart. Die sogenannten verkannten Genies, diese eiteln und in sich selbst verliebten Geister, die ewig darüber jammern, sie kämen nie dazu, die Schätze, die sie angeblich in sich tragen, an den Tag zu bringen, sind in Hinsicht auf ihr „inneres“ Wesen in Wahrheit immer die kläglichsten Geschöpfe: sie tragen ganz und gar nichts in sich. Nehmen wir zum Beispiel einen genialen Menschen, der in dem Alter gestorben wäre, wo er erst in die volle Reife einzutreten im Begriff war, in dem Augenblick vielleicht, wo er große Dinge entdecken, schaffen, offenbaren wollte, und der nun, wie man gemeinlich sagt, die erhabensten Gestaltungen, die der Menschheit für immer verloren sind, mit ins Grab genommen hat. Da haben wir nun ein Beispiel, das gerade das Gegenteil unsrer Wahrheit zu beweisen scheint; das scheint ein inneres Wesen, das sehr wirklich, sehr ernst zu nehmen ist und sich doch gar nicht offenbart hat. Prüfen wir aber dieses Beispiel näher, so sehen wir, daß es nur Uebertreibungen oder völlig falsche Auffassungen enthält.

und Seelenleibern der ihm Angehörigen. Der Staat ist nie zur Individualeigenschaft, nie zur Wahrheit, nie zum echten Wahn geworden. Vergeblich hat es seit dem Ausgang des Mittelalters der Staat versucht, an die Stelle der verfallenden Städterepubliken, Stammesbünde, Gilden und Bruderschaften, Dorfgemeinden, Stiftungen und Korporationen zu treten. Der echte Wahn trägt den Geist in Alles hinein, was er berührt; er hat den alten Städten, den Häusern, den toten Dingen des Gebrauches Form und Schönheit und Leben gegeben; der Staat aber hat keinen Geist, hat nie einem Dinge Schönheit geschenkt, hat alles kalt und tot gelassen oder gemacht. Form an toten Dingen ist Notwendigkeit mit dem Schein der Freiheit; die Form, in der lebendige Wesen sich zum Bunde gestalten, zu einem höheren Organismus vereinen, ist Notwendigkeit mit dem Gefühl der Freiwilligkeit. Die Form und Unform des Staates aber ist der Zwang und die Gewalt.

Darum ist der Staat ein falscher Wahn, weil er Zwecke, die nicht durch Oertlichkeit, die überhaupt nicht mit einander verbunden sind, die nur in kleinem Kreis oder umfassenden, für sich bestehenden Verbänden zu erreichen sind, an die Oertlichkeit, das Territorium, das Raumgebiet anleibt. Darum ist der Staat, obwohl er kein Nationalstaat ist, immer wieder genötigt, sich in den wundervollen echten Wahn der Nationalität wie in einen Lügenmantel einzuhüllen: so aber wird die Sache nur schlimmer, die abscheulichen und schmutzigen Nationalitätenkämpfe innerhalb des Staates entstehen daraus, wo doch die Angelegenheiten jeder Nation von ihr selbst (das heißt: vom Sprachverein) zu erledigen sind, und die Staatskriege werden durch nationale Ueberhitzungen lügnerisch motiviert, wo doch nie in Wahrheit ein Krieg um der Sprache und Sitten willen geführt worden ist. Die Nationalität ist Echtheit und Liebesbund und Geist genug und braucht keinen Staat, um als Zweck in den Menschen zu wohnen und aus ihnen heraus ein Gebilde der Schönheit zu schaffen. Die anderen Zwecke aber, die noch in den Staat eingesperrt sind, werden nur dann frei werden und Vereine der Menschen gründen, wenn sie vom Wahn echt und ganz durchtränkt, durchgeistigt und durchblutet sind. Wenn die Verbindung der Menschen zu nützlicher Arbeit Liebe sein wird, Liebe zum Gleichen nämlich, Liebe zur Sache, denn für Menschen untereinander ist Gerechtigkeit gegen Alle

besser als Liebe zu Etlichen, und wenn dann in Gemeinden und Bünden Jeder nach Wunsch und Geist an den Tisch der Kultur geht: dann wird kein Staat mehr sein, es sei denn im Verein der Staatsfreunde, die dann nach Herzensdummheit unter sich Staat spielen mögen, so wie sie heute Skat spielen, die Anderen aber in Ruhe zu lassen haben.

Da den Menschen der verbindende Geist, der Gruppengeist und der Gesamtgeist, der Geist der Verständigung in den Dingen der Selbstverständlichkeit und der Geist der Freiheit und des Charakters in den Dingen der Selbständigkeit abhanden gekommen oder traurig geschwächt worden ist, müssen sie in anderer Weise dirigiert, befehligt und in Schranken gehalten werden: der Geist wurde ersetzt durch die Geistlosigkeit oder den Staat. Der Staat oder die an Gesetze gebundene und mit den Waffen der Gewalt ausgerüstete Bureaukratie ist die letzte Instanz in all den menschlichen Angelegenheiten, für die er jeweilig Geltung hat, und den Umfang seiner Gewalt bestimmt eine Abwechslung von tollem Interesse und abgespannter Gleichgiltigkeit, die man fast Mode nennen möchte. Es gibt kein Gebiet des Individuallebens und Gruppenlebens, das nicht schon staatlich geregelt worden wäre, und es sind zu den verschiedenen Zeiten stets verschiedene Gebiete, die gerade staatsfrei sind. Früher kümmerte er sich um Rauchen und Kaffeetrinken, aber nicht um die Eheschließung; jetzt hat er dafür eine Bedürfnisanstalt errichtet und läßt die anderen Genüsse frei. Ich kann nicht ins Einzelne gehen, will auch die Ruhe bewahren und von den Missetaten nicht weiter reden. Ich stelle nur ein paar Thesen auf. Erstens: es ist unzweckmäßig und undurchführbar, die verschiedensten Zwecke durch die Zentralgewalt des Staates zu regeln. Jeder Zweck braucht seinen besonderen Zweckverein; und wo sich die Zwecke berühren, bedarf es der Zweckverbände, und wo sich die Zwecke durchkreuzen, bedarf es der Schiedsämter. Zweitens: es ist kulturhemmend und kulturbedrohend, daß der Staat die Tendenz hat und haben muß, nicht nur die Zwecke vereinigter Menschen zu erreichen, sondern Selbstzweck zu sein. Selbstzweck sein sollte nur der echte und edle Wahn. Die Menschen verehren im Staat eine unsichtbare und heilige Macht, der sie sich unterwerfen. Die Menschen sollen unsichtbare und heilige Macht verehren und sich ihr

Zuvörderst, was ist ein genialer Mensch? Es ist ein Individuum, das in einer oder mehreren Beziehungen, die vom menschlichen (geistigen oder moralischen) Standpunkt aus besonders wertvoll sind, viel besser organisiert ist als der Durchschnitt der Menschen; es ist eine überlegene Organisation, ein verhältnismäßig viel vollkommeneres Werkzeug. Wir haben den angeborenen Ideen den Laufpaß gegeben. Kein Mensch bringt bei der Geburt irgend eine Idee mit. Was der Mensch mitbringt, ist eine mehr oder weniger große natürliche und formale Gabe, die Ideen zu fassen, die er entweder in seinem eigenen sozialen Milieu oder in einem fremden vorfindet, das aber in jedem Fall, auf die eine oder andre Weise, sich mit ihm in Beziehung setzt; zuerst sie zu fassen, dann sie durch die ganz formale Arbeit seines eigenen Hirns zu reproduzieren und ihnen manchmal in dieser inneren Arbeit neue Entfaltung, neue Form und neue Ausdehnung zu geben. Darin allein besteht das Werk des größten Genies. Niemand also trägt innere Schätze in sich. Der Geist und das Gemüt der größten Menschen von Genie sind in ihrer Entstehung leer, wie ihr Körper nackt ist. Was mit ihnen zur Welt kommt, ist ein prachtvolles Werkzeug, dessen Verlust vor der Zeit ohne Frage ein großes Unglück ist; denn die vorzüglichen Werkzeuge, besonders in der sozialen Organisation und bei der Hygiene von heutzutage, sind recht selten. Aber was

die Menschheit mit ihnen verliert, ist nicht ein tatsächlicher Inhalt, sondern die Möglichkeit, einen zu erzeugen.

Um zu beurteilen, was diese angeblichen angeborenen Schätze und das innere Wesen eines genialen Menschen sein können, denke man sich ihn in zartester Kindheit auf eine verlassene Insel versetzt. Wenn wir annehmen, daß er nicht zu grunde geht, was wird aus ihm? Ein wildes Tier, das abwechselnd auf den Hinterbeinen und auf allen Vieren geht wie die Affen, das sich wie sie nicht mit Worten, sondern mit Tönen ausdrückt und demnach nicht im Stande ist, zu denken, und das sogar dümmere wäre als der niedrigst stehende Affe, weil die Affen in Gesellschaft leben und sich also bis zu einem gewissen Grade entwickeln, während unser genialer Mensch, da er keine Beziehung zu seines Gleichen hätte, notwendiger Weise ein Idiot bleiben müßte.

Man nehme diesen nämlich genialen Menschen im Alter von zwanzig Jahren, wo er sich schon dank den sozialen Schätzen, die er seinem Milieu entlehnt hat und die er mit der völlig formalen Leichtigkeit oder Mächtigkeit, mit der die Natur ihn begabt hat, in sich verarbeitet und reproduziert hat, wo er sich, sage ich, schon beträchtlich entwickelt hat. Man versetze ihn nunmehr in die Verlassenheit und zwingt ihn, zwanzig oder dreißig Jahre ohne alle menschliche Berührungen zu leben. Was wird aus ihm? Ein Narr, ein mystischer

unterwerfen. Ueber allen Zwecken des Lebens soll ein Sinn, eine Heiligung, ein Wahn, ein Etwas wohnen, um dessen willen gelebt und mitgelebt wird. Der Staat aber, wenn man ihm die Zwecke nimmt, die Zwecke, die er nicht erreichen kann und die er verpfuscht, ist überdies nichts, ein vollendetes Nichts. Es stellt sich also heraus, daß der Staat um der Menschen willen da ist, daß er aber den Menschen nicht helfen kann; daß die Menschen um des Staates willen da sind, daß er aber den Menschen nichts bedeuten kann. Wir finden es nicht, das Dunkle und Ueberwältigende, das uns, das uns Allen mit einander Etwas bedeuten kann; die Bedeutung des Lebens und der Welt finden wir nicht; Suchende sind wir. Das aber können wir finden, das uns zum Leben helfen und dienen kann; die zweckmäßige Art der Menschenvereinigung um des Nutzens und der Kultur willen. Wer weiß: ob nicht, wenn wir endlich den Zwecken des Lebens, die eigentlich völlig klar vor uns liegen, stark und charaktervoll nachgehen, ob dann nicht auch das Rätsel des Lebens, der große, hinreißende Wahn in der neuen Menschenkultur wieder aufsteigt? Das mag sein oder nicht sein; der Staat jedenfalls ist den irdischen Dingen ein Tropf und für himmlische Sehnsucht ein Nichts. *Gustav Landauer*

## Ein Blatt aus dem Wandertagebuch

Ich komme aus der dumpfen, von Fusel- und Schweißgeruch durchzogenen Spelunke. Gestern, spät abends, es war schon dunkel und bei strömendem Regen gewesen, waren wir, zwei wandernde Buchdrucker und ich, in die Herberge gekommen. Meine Fahrtgenossen, die sich mir in der Großstadt angeschlossen hatten, sind solche Menschen, wie wir sie in unserer „modernen und aufgeklärten“ Arbeiterschaft in der Regel finden. Der eine, ein Hamburger, ist wissensbegierig, dabei immer freudlos und mißmutig; einer von den kalten, nüchternen Verstandesmenschen, denen jedes Gefühl und jede Wärme abgeht, einer von den Vielen, der wohl etwas gelernt hat, der aber nie sich über das allgemeine Niveau erheben wird, weil ihm jedes Gefühl des eigenen Wertes und der eigenen Kraft fehlt, und weil er die Verhältnisse und die Entwicklung als seine Gottheit

über sich stellt. Der andere, der mich immer einen Landsmann nennt, obwohl ich wirklich aus ganz andern Welten bin und sehr wenig Gemeinsames mit ihm habe, ist einer von den Leuten, die nach Geburts- und Taufschein sich als meine „Landsleute“ ausweisen. Sein höchstes Ideal ist ihm bayrisch Bier, und am liebsten spricht er von der Leistungsfähigkeit seiner Kehle, seines Magens und seiner muskulösen Arme, welche letztere er so oft zum Raufen und Schlagen brauchte. Ich darf alle möglichen Gespräche beginnen, ich darf von Fragen der Gestaltung des Lebens, von den Beziehungen der Menschen zu einander reden, ganz plötzlich und unvermittelt denkt „mein Landsmann“ wieder an die Dinge, die sein Leben ausmachen. Und weil er all seine Gedanken immer auf Essen, Trinken und auf den Umgang mit Weibern konzentriert, vermißt er diese Dinge doppelt schwer und fast rührend und abstoßend zugleich ist seine Sehnsucht danach. Vom Leben versteht „mein Landsmann“ so viel, wie die meisten der Industriearbeiter verstehen; von politischen und gewerkschaftlichen Dingen weiß er, daß er von den Reichen, von den Mächtigen ausgebeutet wird; er fühlt sich ganz als ein Enterbter, Entrechteter, als ein Sklave; er ist Gewerkschaftler und Sozialdemokrat, weil man ihm so oft sagte, daß jeder Arbeiter dies sein müsse; er hat unbegrenztes Vertrauen zu seinen Führern; er kennt die Namen einiger berühmter Arbeiterführer und weiß, daß in seiner Heimat ein „Pfaffe“ den Wahlkreis vertritt; er wird immer sozialdemokratisch wählen, streiken; immer wird er seine Beiträge in der Gewerkschaft bezahlen und ist recht dankbar, daß seine Erwählten und Führer ihn der Mühe des eigenen Denkens entheben.

Seinen Buchdruckerverband liebt er besonders, mit der Begeisterung angetrunkener Buchdrucker singt er die herrlichen Lieder, die die Sonderstellung, die erhöhte Stellung seiner Berufskollegen verkünden. Und warum sollte er, der sich aus dem Denken nichts macht, seinen Verband, so wie er ist, nicht lieben? Er schützt ihn vor der größten Not, gewährt ihm Unterstützung, so viel, daß er leben kann, daß er nie ganz auf sich selbst angewiesen ist, daß er in Zeiten der Krankheit und Arbeitslosigkeit immer versorgt ist. Er, der Organisierte, wandert jetzt; es geht ihm gerade

zu haben. Von diesem Zeitpunkt an beginnt bei den meisten Menschen die Erinnerung an sich selbst. Aber dieses innere Wesen bleibt von seiner Entstehung an niemals ausschließlich innerlich; in dem Maße, in dem es sich entwickelt, offenbart es sich völlig nach außen und bringt sich durch den fortschreitenden Wandel in allen Beziehungen des Kindes zu den Menschen und Dingen seiner Umgebung zum Ausdruck. Diese vielfachen Beziehungen, die oft unfaßbar sind und die meistens unbeobachtet kommen und gehen, sind ebenso viele Betätigungen, die die im Entstehen begriffene und wachsende relative Autonomie des Kindes auf die äußere Welt ausübt; sehr wirkliche, wennschon unbemerkte Betätigungen, deren Gesamtheit in jedem Augenblick des Kindeslebens sein ganzes inneres Wesen zum Ausdruck bringt, und die sich wieder verlieren, nicht ohne in der Masse der menschlichen Beziehungen, die insgesamt die Wirklichkeit des sozialen Lebens ausmachen, ihre Spur oder ihren Einfluß zu hinterlassen.

Was ist damit gesagt? Nichts anderes als daß kein Mensch, auch nicht das gewaltigste Genie, eigentlich gesprochen irgend einen Schatz in sich hat; sondern daß all die Schätze, die er so verschwenderisch austreut, vorher von ihm der nämlichen Gesellschaft entnommen sind, der er sie später zu schenken scheint. Man kann sogar sagen, daß in dieser Hinsicht die genialen Menschen gerade solche sind, die von der Gesellschaft besonders viel nehmen und die demnach ihr auch besonders viel schuldig sind.

Das von Natur aus begabteste Kind verharrt ziemlich lange, ohne in sich einen Schimmer dessen gebildet zu haben, was man sein inneres Wesen nennen könnte. Man weiß, daß sich das ganze geistige Wesen der Kinder zuerst ausschließlich nach außen wendet; sie sind zuerst ganz Eindruck und Beobachtung; erst, wenn ein Anfang vor Besinnung und Herrschaft über sich selbst, das heißt von Willen in ihnen entsteht, fangen sie an, eine innere Welt, ein inneres Wesen

zu haben. Von diesem Zeitpunkt an beginnt bei den meisten Menschen die Erinnerung an sich selbst. Aber dieses innere Wesen bleibt von seiner Entstehung an niemals ausschließlich innerlich; in dem Maße, in dem es sich entwickelt, offenbart es sich völlig nach außen und bringt sich durch den fortschreitenden Wandel in allen Beziehungen des Kindes zu den Menschen und Dingen seiner Umgebung zum Ausdruck. Diese vielfachen Beziehungen, die oft unfaßbar sind und die meistens unbeobachtet kommen und gehen, sind ebenso viele Betätigungen, die die im Entstehen begriffene und wachsende relative Autonomie des Kindes auf die äußere Welt ausübt; sehr wirkliche, wennschon unbemerkte Betätigungen, deren Gesamtheit in jedem Augenblick des Kindeslebens sein ganzes inneres Wesen zum Ausdruck bringt, und die sich wieder verlieren, nicht ohne in der Masse der menschlichen Beziehungen, die insgesamt die Wirklichkeit des sozialen Lebens ausmachen, ihre Spur oder ihren Einfluß zu hinterlassen.

Was ich für das Kind gesagt habe, gilt ebenso für den Jüngling. Seine Beziehungen vervielfachen sich, je nachdem sein inneres Wesen, das heißt die Instinkte und Regungen des animalischen Lebens und ebenso seine Gedanken und menschlichen Empfindungen sich entwickeln, und immer offenbart sich, sei es auf positive Art, als Anziehung und Zusammenwirken, oder auf negative Art, als Rebellion

so gut und so schlecht, daß er herzlich froh ist, wieder Arbeit zu bekommen. Doppelt gern wird er dann in die Druckerei gehen, und wird alles haben, was er will, Essen, Trinken, seine Weiber und seine Ruhe . . .

Einen Tag bin ich erst mit meinen Reisegefährten zusammen, und doch kenne ich ihr ganzes Leben; sie dagegen wissen von mir nichts weiter, als daß ich „ihr Kollege“ bin. Was sollte ich ihnen auch von mir erzählen? Ihnen von dem zu erzählen was mein Innerstes bewegt, was mich totkrank und lebensgesund, tiefunglücklich und jauchzend vor Freude macht, wäre sinn- und wertlos gewesen; sie für irgend eine Sache zu begeistern, habe ich fahren lassen. Sie wollen nichts hören, und es fehlt ihnen auch das Verständnis für alles, was aus ihrem Gesichtskreis liegt. Warum ich aber mit ihnen wandere? Ich sehe mir die beiden Menschen noch einmal an. Der Hamburger? „Mein Landsmann“? Was soll ich mit ihnen? In einer halben Stunde werde ich allein sein.

Es ist früh Morgens; die vergangene Nacht war mir so recht widerlich gewesen. Von 9—12 Uhr hatten die Uebernachtenden, auch meine Gefährten, sich ihre schmutzigsten Geschichten erzählt, bis einer nach dem andern einschlief und von den Dingen weiterträumte, die sein höchster Genuß im Wachen waren. Recht widerlich waren mir die Menschen geworden. Schon als wir die Tür der Herberge betraten, schlug uns ein solcher Mißdunst entgegen, daß mir fast übel wurde, und mich bis ins Innerste hinein fro. Dieser Anblick! Zwanzig zerfetzte, zerlumpfte, nach Schnaps und Tabak stinkende Menschen mit schmierigen Augen, schwülstigen Gesichtern, stumpfen oder frechen Mienen saßen am Tisch und erzählten von ihren Geschäften, von ihren Erlebnissen; brutal und roh und aufschneidend. Die Bänke, auf deren einer ich Müder mich niederließ und die doch so gar nicht einladend waren, starrten vor Schmutz. Ich wollte nichts sehen, und doch sah ich auf der schmutzigen Kleidung eines wohl fünfzigjährigen alten Trinkers mit roter Nase eine riesige Laus sich hinschleppen. Ich bin keiner von den Ordnungshütern, von den Uebersauberen, von den Peinlichen und Bazillenfürchtern; ich weiß, daß gerade auf der Wanderschaft zur guten Instandhaltung des Körpers fast alles fehlt; ich weiß auch, daß jeder sich Ungeziefer, Läuse, Flöhe und Wanzen holen kann — und fast

fürchte ich, morgen selbst schon der unglückliche Besitzer dieser unangenehmen Tierchen zu sein; — ich staune nur immer noch darüber, daß diese Menschen all den Schmutz und den Unrat gar nicht mehr als lästig fühlen, daß sie gar nicht mehr versuchen, wieder rein und frei und ledig zu sein. Ich machte den alten Trinker darauf aufmerksam, daß er ungebetene Gäste habe, — und ich habe noch lange Zeit darüber zu staunen, daß der Mann weder mit der Miene zuckte, noch mich eines Wortes würdigte. Ich bewunderte auch die philosophische Ruhe, — nur war mir in dem Raum etwas unwohl zu Mute. Noch schlimmer war es in den Massenstall, in dem wir schlafen durften. Ganz eng standen die Betten zusammen und übereinander; meine Decke duftete nach Bier, Tabak und häßlichen, feuchten Ausdünstungen von Menschenkörpern . . .

\*

Und nun steige ich an die Luft, die Nacht und die Herberge liegen hinter mir und nur meine beiden Begleiter sind mir lästig. Am Ende des Ortes, gerade als die Sonne aus den Wolken tritt und die nichts-sagenden Gesichter meiner „Kollegen“ in vollstem Lichte zeigt, rufe ich ihnen ein kurzes „Lebt wohl!“ zu, und mit dem Gruß der Wandernden waren wir getrennt.

Gleich fühle ich mich leichter, und die Sonne meint es gut und will mich durch ihre Strahlen wärmen und erheitern, und die Winde kommen und gehen und nehmen den Mißdunst aus meinen Kleidern und führen ihn fort. Die Berggipfel liegen im Morgenfeuer, und nur in den Tälern brauen noch die Nebel und über die Nebel hin funkelt wieder tausendfarbig. Und die Vögel singen, und die ersten Menschen, die mir begegnen, nicken mir frohe Grüße zu. Und ich bin so leicht, daß ich fliegen möchte, und ich bin verliebt wie der junge Frühlingwind, der die ersten Blumen zum Licht geküßt. Und ich träume und wandere . . .

Das vielbesungene Wanderleben! In dieser Morgenstunde empfinde ich wieder all die süßen und bitteren Stimmungen, die Lieder und Dichtungen unsrer besten Menschen zum Ausdruck bringen; ich erlebe den Reiz der vom Losgelöstsein und der Ungebundenheit von den alltäglichen Dingen ausgeht. Ich kann sie verstehen, die herrliche Poesie, die innigen, schlichten Töne, die oft wie Wehlaute trüb und schwer klagen, die Trauer

und Repulsion, sein ganzes inneres Wesen in der Gesamtheit seiner Beziehungen zur Außenwelt. Nichts, was wirklich existiert, kann ohne eine völlige Offenbarung seiner selbst nach außen bleiben; das gilt ebenso sehr für die Menschen wie für die trügsten und in sich verschlossensten Dinge. Da haben wir die Geschichte von dem Barbier des Königs Midas: er wagte sein furchtbares Geheimnis niemandem zu sagen und vertraute es der Erde an, und die Erde hat es verbreitet und so erfuh man, daß König Midas Eselsohren hatte. Wirklich existieren heißt für Menschen und alles, was existiert, nichts anderes als sich offenbaren. (Fortsetzung folgt.)

## LITTERARISCHES

HEINRICH MANN, *Die kleine Stadt*. Inselverlag 1910.

Seit wenigen Jahren können wir beobachten, daß das Aesthetentum in der deutschen Litteratur abgewirtschaftet hat, und daß der Geist wieder Fühlung sucht mit dem Volk, mit den Menschen, mit der Sehnsucht Aller. Frank Wedekind, der Antimoralist, ruft nach einer neuen Moral („Hidalla“, „Musik“, „Zensur“), die Franzosen, bei denen der Geist immer identisch war mit dem Volk, finden in Deutschland

offene Ohren und Herzen; die Aestheten von ehemals — voran die bisher ganz in sich selbst verkapselten Wiener — übersetzen die drohenden Verse des belgischen Rebellen Verhaeren ins Deutsche, und bei uns selbst steht ein Dichter auf, der schon aufgehört hat, in seinen Werken Propaganda zu machen, dem die Einheit von Geist und Volk schon lebendige Wirklichkeit ist, der ins Volk wirken möchte und es in der Form jener besten und liebevollsten Objektivität tut; der Ironie. Dieser Dichter ist *Heinrich Mann*.

Nach einer ganzen Reihe von Romanen, in denen Manns starke bildklare Sprache, sein reiches Urteil und seine sachliche Heiterkeit zu immer steigender Bewunderung nötigte, hat er jetzt einen neuen veröffentlicht: „Die kleine Stadt“. Eine italienische Kleinstadt (Heinrich Mann ist Halbromanegerät in Aufregung durch den Besuch einer Komödiantentruppe. Die Gegensätze zwischen den Fortschrittlichen und den Klerikalen prallen aufeinander: einmal, weil sich die Kirchlichen — ihnen voran ihr Priester Don Taddeo — gegen das weltliche Beginnen des Theaterspielens mit Händen und Füßen sträuben, dann auch, und vor allem, weil das Auftauchen des in freien Sitten lebenden Sängervolks die zurückgedämmten Triebe von Bürgern und Bürgerinnen ins Wallen bringt, und die Brandung der Erotik haltlos in Ehen und Familien, in fromme Sitten und tugendliche Beziehungen

über Vergangenes, Süßes ausdrücken; die Melodien, die von Liebe und Treue singen, von einer Treue, die oft mit rührender Hingabe geübt wird; ich verstehe auch die Sehnsuchtsrufe, die wie verloren, unbewußt, traumhaft und doch allgewaltig unser Herz ergreifen und fesseln. Ich lebe mit im singenden, klingenden Lied, das der Lebensfreude, der Daseinslust gesungen wird. Die rauschende, herzliche Fröhlichkeit und Hingerissenheit, die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit, die Spottlust, die oft mehr ein ironisches Bedauern und halber Trotz als echte Bosheit ist: ich liebe sie. Ich freue mich auch der lebendigen Weisen, die der Welt der seßhaften, eingewurzelten, starr gewordenen Menschengemeinden, ihrem Prunk und Glanz, ihrer Steifheit und Gezwungenheit, ihrer Pedanterie und ihrer Ordnung, ihrer Moral, Sitten und Gesetze spotten.

Ob ein Stück des Heimatlosen, des ewigen Juden, des fahrenden Sängers oder des Zigeuners in mir lebt, ob ich ein Vertriebener von meiner Väter Land bin, der immer noch nach seiner neuen Heimat sucht, ich weiß es nicht; ein ganz Heimatloser bin ich jedenfalls nicht. Ich fühle eine lockende Kraft, die mich zieht und die auch hinter mir her ist und mich treibt, von einem Ort zum andern, von lieben Freunden, deren Haus und Herz mir offen stand, zu wieder andern im Fühlen, Schauen und Denken Aehnlichen, die mir wiederum eine Heimat bieten wollen. Nein, ein ganz Heimatloser bin ich nicht, wenn ich auch ein Hinausgelockter, ein Suchender bin.

Ganz Heimatlose und zugleich Vertriebene auf allen Gebieten, zugleich Haltlose, Verirrte, Weglose, Schatten sind nur die, die nicht mehr den Zauber empfinden, der das Leben des Wanderers erst lebensfroh gestaltet, und die doch Wanderer sind. Den Zauber, der das Leben heißt, und sich in allem offenbart: im Singen und Murmeln der Quelle, im Blühen der Blumen, im sanften Flüstern und anschwellenden Brausen des Windes, im Heulen des Sturmes, im Wandern und Jagen der Wolken, die vom Unendlichen herkommen und ins Unendliche hinausgehen, im Auftauchen und Versinken der Sterne, die uns Verheißung und Trost funkeln, in der steten Verschiebung und Umgestaltung des gesamten Weltbildes, im Leben der Menschen und in ihren Beziehungen zu einander, in ihren Schmerzen und in ihren Freuden in ihren Kämpfen und in ihren

Werken, im Schönen und im Hässlichen, im Reinen und im Schmutzigen. Des Schönen sich zu freuen, sich des Schmutzes nicht zu schämen; um der Häßlichkeit des Schmutzes willen die Reinheit noch mehr zu lieben; die Kraft so recht zu würdigen, die in wechselvoller Gestaltung immer Neues schafft, aus dem Unrat die duftende Rose, aus bettelhaftem Kram und Niedrigkeit durch das Erkennen Werte und Hoheit entstehen und das Große um des Größern willen vergehen läßt; diesen Zauber, diesen ewigen Wechsel, dieses ewige Wandern, diese immerwährende Bewegung zu verstehen: heißt das Leben lieben.

Ganz Heimatlose, Arme und Weglose sind die, die all das nicht verstehen. Sie haben keine Empfindung für den ewigen Sinn, den jedes Ding hat, und sei es das Häßlichste, Verworfenste von allen; sie haben keine Anschauung, keine Kraft und keine Liebe. Sie sind Mürrische und Bittere.

So sind die meisten der heutigen Wanderburschen. Nur zuweilen kommt ein fröhlich singender Bursch seine Straße gezogen, nur zuweilen blitzen offene Augen keck und munter in die Welt . . .

Es ist wahr: so sind die Zustände, die Verhältnisse nicht mehr wie damals in der Blüte der Wanderburschenzeit, wo jeder hinauseilte, Länder durchzog, um Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und andere Arten der Arbeit kennen zu lernen, wo der Wanderbursch ein gern gesehener Gast im Hause war; — das Kleingewerbe ist verschwunden oder hat häßlichere Formen angenommen, die ganzen Zustände sind andere geworden. Kein Auge blitzt den Wanderer an, keine freundliche Handbewegung, kein lachender Mund, kein freundliches Wort fordert den Wanderer zum Eintreten auf. Nicht mehr bietet unter dem blühenden Flieder des Meisters Töchterlein ihre kirschroten Lippen dem Burschen zum Kusse dar, nicht mehr halten ihn weiche, warme Hände fest, als wollten sie ihn nimmer lassen, nicht mehr weint man ihm silberne Tränen nach. Auch zur Arbeit fordert ihn selten jemand auf: ist doch überall genug Arbeitsvolk da. Von den schönen Erlebnissen und Abenteuern, von den schnurrigen Episoden, von denen Volkslieder und Erzählungen berichten, ist nur wenig zu merken; sie mußten denn in unsrer Phantasie wieder erstehen. Nahrungssorgen, Kleidungsorgen, Obdachlosigkeit: das sind die Ruten, mit denen man die modernen

einbricht. Die bravsten Frauen, die gewissenhaftesten Männer werden mitgerissen, und nun entbrennt der Kampf zwischen den beiden Parteien, in dem Heuchelei und Intriguen, Ehrgeiz und Gewinnsucht als Antreiber und Schiedsrichter wirken. Köstlich treten aus dem allgemeinen Gewirr die einzelnen Gestalten hervor, die bei der Ungewöhnlichkeit der Vorfälle aus ihrer banalen Philistosität emporwachsen. Es gibt keine Haupt-, keine Nebenpersonen. Die einzige Figur ist die kleine Stadt selbst. Die Aufführung der „Armen Tonietta“, der Oper des berühmten Maestro Viviani ist von einziger Lebendigkeit — und zwar deshalb, weil die Vorgänge auf der Bühne ausschließlich aus der Haltung des aufgeregten Publikums sichtbar werden, das nicht vergißt, in das ungewohnte Neue seine täglichen Interessen und persönlichen Empfindungen einzuflechten. . . — Die Spannung zwischen den Parteien wächst ungemessen. Keiner mehr ist unberührt geblieben von der erotischen Woge, die sich über die Stadt ergießt. Und schließlich pakt das fleischliche Gelüst selbst den Priester, den Heiligen. Der Teufel ergreift Besitz von ihm. Sein Fanatismus wehrt sich, läßt ihn zum Brandstifter werden — und darüber findet er sein Menschliches wieder. Er reicht den Feinden die Hand zur Versöhnung, und der Roman endet mit einem großen allgemeinen Verbrüderungsfest. Die Komödianten reisen ab, begleitet von Jung und

Alt, von Männern und Frauen, Liberalen und Klerikalen, unter Freude und Musik.

In diesem Buche übertrifft Heinrich Mann alle seine früheren Werke. Die Charakteristik der Menschen, die Psychologie ihres Tuns, der Rhythmus des aus dem Typischen und dem Besonderen wachsenden Geschehens, die lebendige sichtbare Sprache macht das Unwahrscheinliche natürlich, das Seltsame wahrscheinlich. Das Neue und Eigene in Heinrich Manns Werk aber ist die große lächelnde Liebe zum Volk, zum Reagieren des Ganzen auf die Schwingungen der Teile. Die Äußerungen der Individuen — selbst in ihren menschlichen Schwächen — werden zum notwendigen Ausdruck des gemeinsamen Empfindens. Von der Bewegung jedes Gliedes zittert der Leib der Allgemeinheit. So ist es in Wahrheit; so möge es in der Kunst sein.

Nach der Aufführung der „Armen Tonietta“ läßt der Dichter einen alten blinden Litteraten mit seiner greisen Jugendgeliebten dies sprechen: „ . . . Diese Vorgänge, nicht wahr, Beatrice? haben uns tiefer bewegt, als eine Liebestragödie in unserem Dorf, unter unserem Fenster. Warum? Was macht diese Dinge groß?“

„Daß ein Volk sie mitfühlt, Orlando: ein Volk, das wir lieben. Denn es ist noch dasselbe, dem wir unsre Jugend gegeben haben. . .“  
Erich Mühsam

